

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 31.

Mittwoch, 6. Februar.

1929.

(17. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

Roman von Rosa Porten.

(Nachdruck verboten.)

Als diese Zeichen einer wachsenden Volkstümlichkeit freuten Thea innerlich ungeheuer, während sie mit Vorliebe völlige Gleichgültigkeit gegen äußeren Erfolg zur Schau trug. Sie konnte stundenlang durch die belebten Hauptstraßen streifen, um unerkannt vor den Kesselnbildern der Kinos und den Auslagen der Kunsthandlungen ein begeistertes Wort über ihre Schönheit aufzufangen. Ihren größten Triumph erlebte sie aber eines Morgens, nach der Erstaufführung eines Stückes, in dem Edith mitgewirkt hatte. Schrieb doch der Kritiker einer führenden Zeitung, daß die „begabte Anfängerin“ Edith die Allgemeinheit schon deshalb interessiert, weil sie den Namen Vossen trage, den ihre Schwester Thea berühmt gemacht habe.

Dieser Hinweis hätte übrigens beinahe sehr schlimme Folgen für das Ehepaar Kramer-Vossen gehabt. Erich Rechmann, dessen einst so blühendes Unternehmen eine neue Krise durchmachte, hatte sie gelesen und war durch sie auf die geniale Idee gebracht worden, durch eine imponierende „Edith-Vossen-Serie“ neues Wasser auf seine Mühle zu leiten. Er hatte sich sofort hingesezt, Deri und Edith ein glänzendes Angebot gemacht, das diese aber, zu seinem grenzenlosen Erstaunen, mit bestem Dank zurückwiesen. Er glaubte, mit seinem Honorarvorschlag noch nicht weit genug gegangen zu sein, und erhöhte in einem zweiten Brief so erheblich die Summe, daß Eugen, von ihr geblendet, seiner Frau nahelegte, anzunehmen, zumal sie ja nicht gezwungen seien, ihr Engagement am Theater deshalb aufzugeben. Edith aber lehnte entschieden ab. Sie wolle nicht, sagte sie, um eines verhältnismäßig geringen Vorteils willen — dabei bot Rechmann fünftausend Mark pro Film! — der Schwester auf deren ureigenstem Gebiet unlautere Konkurrenz machen.

Kramer erfuhr von diesen Vorgängen durch die Boletti, die ihm jetzt als Spionin diente. Als er sie Thea erzählte, meinte diese nach einer längeren Pause nachdenklichen Schweigens:

„Sie will mich wohl durch ihren Edelmut beschämen.“

„Edelmütig findest du das?“ jagte Arthur, lachend die Achseln zuckend, „weißt du, wie ich das nenne? Mordsdämlich...!“

Mit verdoppeltem Eifer ging Thea, die sich einer neuen Gefahr entgangen fühlte, jetzt an die Arbeit. Erfolg reihte sich an Erfolg, Triumph an Triumph. Eine wahre Sensation aber bedeutete es für sie und ihre Firma, daß sie von einem Komitee dazu erwählt wurde, als schönste und typischste Vertreterin ihres Landes die Nation auf einer internationalen Schönheitskonkurrenz zu vertreten, die im kommenden Sommer in Amerika stattfinden sollte.

Kramer hatte lange auf sie eingesprochen, wochenlang den hartnäckigen Widerstand gegen eine öffentliche Zurückhaltung ihrer Person bekämpfen müssen. Alle Register, von den zärtlichsten Liebesworten bis zur unverhohlenen Drohung hatte er gezogen. Endlich aber war sie besiegt und ihre Wahl erfolgte dann einstimmig. Als zwar hochbezahlte, aber immerhin nur einem beschränkten Kreis bekannte Filmdarstellerin war Thea eines Abends schlafen gegangen, — als „Fräulein

Deutschland“, also als „Größe von internationaler Bedeutung“, erwachte sie am nächsten Morgen.

Der alte Feldbauer ließ sich den Ruhm seines Stars etwas kosten. Über den Hauptverkehrsadern der Stadt irrten Flugzeuge, die der Mitwelt die große Neuigkeit dauernd in Erinnerung riefen. Unablässig regneten die Blätter hernieder, die, mit Theas Bild geschnitten, vom Publikum begeistert aufgefalten wurden.

Schließlich aber, da die weißen Bogen immer dichter und dichter herabrieselten, deuten sie bald Fußsteig und Fahrweg. Über Theas lächelnde Züge rollten die gezackten Reifen der Autos, manch spitziger Absatz bohrte sich in das Abbild ihrer Augen, und mitteillos zermalmten hastende Schritte ihren schwellenden Mund...

13.

Wieder war es Frühling geworden über Nacht. Ein zarter Hauch jungfräulichen Grüns lag wie ein Schimmer auf den leuchtendsten Sträuchern und Bäumen des Tiergartens, wenn Thea jetzt in frühen Morgenstunden auf ihrem schlanken Ostpreußen, einem Geschenk des alten Feldbauers, über die wohlgepflegten Reitwege trabte. Man hatte ja allerdings mehr schaulustiges Publikum, wenn man seine Ritte auf eine spätere Stunde verlegte.

Seitdem sie sich zufällig einmal verfrüht und so den Reiz der von Menschenatem noch nicht entweihten Herrgottsstille empfunden hatte, behielt sie die Gewohnheit bei, beim ersten Morgenschein hinauszureiten. Vielleicht trieb sie dabei, ihr selbst unbewußt, das Verlangen, dem einsamen Spaziergänger zu begegnen, der öfters ihren Weg kreuzte, aus seiner Versunkenheit aufwachte, wenn der leichte Hufschlag an sein Ohr drang, lächelnd den Hut zog und dann, wie sie ohne sich umzuschauen fühlte, ihr eine Weile mit den Blicken folgte, ehe er vorgeneigten Kopfes seinen Weg gelassen fortsetzte. Es war Frank Willinger, dem Schaffensfreude schon früh aus den Federn trieb.

Als sie ihn zum ersten Male wieder sah, war sie abwechselnd rot und blaß geworden. Dann hatte sie sich an diese Begegnung gewöhnt, und schließlich hielt sie selbst stets Ausschau, ob seine schlanke Gestalt nicht zwischen dem knospenden Gebüsch auftauchen wollte.

Frank dachte zuerst daran, seinen Morgenspaziergang in eine andere Stadtgegend zu verlegen, hatte aber, gedankenlos und fast mechanisch, am anderen Tage denselben Weg eingeschlagen und war dann dieser Gewohnheit treu geblieben. Eines Morgens hielt sie ihr Pferd an, reichte ihm die Hand und fragte nach seinem Ergehen. Seitdem sprachen sie sich fast täglich. Frank ging eine Strecke neben dem ungeduldi tänzelnden Tier einher und gab bereitwillig Auskunft über sein Tun und Lassen. Von sich selbst erzählte sie nur wenig, und er wunderte sich oft über diese Zurückhaltung, die schlecht zu ihrem sonstigen Wesen paßte...

Die beiden Feldbauer waren im allgemeinen nicht unzufrieden mit den Monatsabschlüssen, trieben aber dennoch Kramer zu immer größeren Anstrengungen an. Da ereignete sich etwas ganz Unvorhergesehenes. Der neueste Thea-Vossen-Film fand gar keinen Anklang und bedeutete zum erstenmal eine ausgesprochene Niete.

So hieß es denn, sich das Hirn zu zermartern, um wieder einen „Schlager“ zu finden, der den Ausfall decken und den strengen Geldmann versöhnen sollte... Es war aber rein wie verheert. Seit Wochen ging nichts Brauchbares mehr ein. Das krankhafte Suchen dauerte also fort und hinderte das Ehepaar, zum ruhigen Genuß seines großen Einkommens zu gelangen. Im stillen beneidete Thea das bescheidene Los ihrer Schwester, die ohne die aufreibende Hast und zermürbende Angst stetig in ihrer künstlerischen Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihren Pflichten oblag, Zeit fand, sich ihrem Mann zu widmen und — zu leben. So hätte sich vielleicht auch ihr Dasein gestaltet, wenn sie Franks Weib geworden und nicht das dieses erfolgsanbetenden, nur nach Glanz und Reichtum gierigen Menschen.

Endlich aber brach die Sonne wieder durch das Gewölke am Kramerschen Ehemittel. Man war — zum wievielten Male...? — gerettet, und dieses Bewußtsein ließ die beiden sich von neuem finden. Thea bewunderte, wie in den ersten Tagen ihres Glücks, die entschlossene Tatkraft ihres Mannes, der mit aller Energie, deren er fähig war, strebte, die Scharte wieder auszuwehen.

Das Heil war ihnen, wie schon einmal, von Werkmeister gekommen, der einen Film amerikanischen Geschmacks zusammengezimmert hatte. Kramer hatte ihn, als er ihn vorgelesen, strahlend beglückwünscht. Dann hatten sich die zwei einen ganzen Tag lang eingeschlossen und in das bereits fertige Manuskript noch alles hineingebracht, was Arthur in den letzten peinvollen Wochen an Sensationen durch den Kopf gegangen. Am anderen Morgen war Kramer mit den lauber getippten Blättern zu Siegfried Feldbauer gefahren, der sich seit dem letzten Mißerfolg auch die entscheidende Stimme bei der Wahl der Manuskripte vorbehalten hatte. Er empfing Kramer mit unnahbarer Kälte, die aber merklich schmolz, als dieser ihm in berechneten Worten schilderte, daß die neue Idee einen Mißerfolg so gut wie völlig ausschließe.

„Ich freue mich“, sagte Feldbauer, der seinem langen Vortrag schweigend zugehört hatte, bedächtig und jedes Wort dehnend, „daß sich unsere Ansichten begegnen. Würden wir in derselben Weise fortfahren wie bisher, so fänden wir für unsern nächsten Film keinen Käufer mehr. Wir müssen uns jetzt doppelt anstrengen, um das Ansehen der Firma, das durch den leidigen Vorfall nicht unerheblich gelitten hat, erneut herzustellen und ihr wieder die führende Rolle zu schaffen, die sie bisher besaß.“

Kramer nickte eifrig bejahend und wollte gerade mit seiner üblichen Liebedienerei den Gedanken Feldbauers fortspringen, als dieser mit energischer Hand abwinkte und hinzufügte:

„Sie wissen, daß ich die künstlerischen Fähigkeiten Ihrer Gattin sehr hoch einschätze, und auch wir beide sind — wenigstens bisher — miteinander gut ausgekommen. Es täte mir daher selbst leid, wenn... die Thea-Rossen G. m. b. H. sich zu einer... sagen wir einmal... Umstellung gezwungen sähe. Daß gewisse peinliche Vorkommnisse, die mir erst heute früh zu Ohren kamen, eine hinreichende Handhabe bieten würden, um die bestehenden Verträge fristlos zu lösen, wissen Sie wohl selbst.“

Bei den letzten Worten war Kramer aufgefahren. „Ich weiß nicht...“, stammelte er.

„Sie wissen natürlich ganz genau, verehrter Herr Kramer, und daß ich ebenfalls im Bilde bin, sagte ich Ihnen bereits. Im Interesse Ihrer Gattin will ich hoffen, daß sie von den üblen Provisionsgeschäften, die Sie gemacht haben, nichts weiß. Aber auch ihr würde wohl, nachdem Sie sich ihres Namens bedient haben, im gegebenen Falle nichts Anderes übrig bleiben, als die Folgen mit Ihnen gemeinsam zu tragen. Solange Sie bei uns tätig sind, bieten ja die Wagen von Ihnen beiden der Gesellschaft hinreichend Gelegenheit, sich schadlos zu halten... Aber sprechen wir jetzt nicht weiter davon. Wenn Ihr nächster Film wünschgemäß gelingt, so soll der Fall als erledigt gelten, vorausge-

setzt, daß er sich nicht wiederholt... Sie fangen doch bald mit dem Drehen an?“

„Gewiß, Herr Feldbauer. Noch heute werde ich den Kostenvoranschlag fertigstellen lassen.“

„Einverstanden!“

Kramer hatte sich erhoben und schritt nach kurzer Verabschiedung zu der dickgeposterten Doppeltür. Feldbauer entließ ihn gnädig, nachdem er sich noch eingehend nach Theas Befinden erkundigt hatte.

Als er wieder in seinem Auto saß, stand er zunächst so stark unter dem Eindruck des Erlebten, daß er seine Pulse hämmern fühlte. Allmählich aber kam der alte Leichtsinn wieder zum Durchbruch. Hatte Feldbauer nicht selbst gesagt, daß alles als tot und begraben gelten sollte, wenn der neue Film gelang? Dafür wollte er schon sorgen.

Thea war von der Aufgabe, die ihr der Film „Wanderzirkus“ stellte, weit weniger entzückt als ihr Gatte. War sie sich doch bewußt, kein eigentliches „hauspielerisches“ Talent zu besitzen, und kannte nur zu genau den engbegrenzten Rollenkreis, innerhalb dessen sie zu wirken vermochte. Ihre durchschlagendsten Erfolge hatte sie stets nur errungen, wenn sie das zu verkörpern hatte, was sie fühlte, vor allem was sie erlebte. Die Geschichte des Mischenbröbels, das aus kleinen, engen Verhältnissen kam, dem das Glück die Hand reichte und ihm den Weg zu Reichtum und strahlendem Glanz eröffnete, glich es nicht in so vielem ihrem eigenen Lebensweg? Die Leichtgläubigkeit aber, sich in fremde Gedanken, in fremde Erlebnisse einzufühlen, war ihr so völlig fremd, daß sie solchen Aufgaben ebenso hilflos wie die erstbeste Anfängerin gegenüberstand. Hier aber galt es eine ebenso leidenschaftliche wie verschlagene Person darzustellen, die kaltherzig und gewissenlos das Leben des eigenen Mannes aufs Spiel setzt, um billige Triumphe zu ernten. Arthurs feste Hoffnung war, daß Theas reizvolle Erscheinung im Verein mit den gebäufsten Sensationstriks das Publikum über die Mängel im Spiel der Heldin hinwegtäuschen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwimmer in der Bucht.

Von Erich A. Schmidt.

Auf der Terrasse des Hotels, dicht über dem azurblauen Meer, das unten in kurzen, rhythmischen Wellen den schmalen Strand bespült, liegt, von Deden umhüllt, der Konsul regungslos im Piegestuhl. Eine dunkle Brille schützt seine Augen gegen die starken Sonnenstrahlen, die sich blinkend im Meere brechen. Genau so unbeweglich liegt, ihm zur Seite, die junge Frau, nur ein Zeigefinger ruft unhörbar auf die Sessellehne, und die grauen Augen wandern.

Sie wandern über die eigenen Fußspitzen, die aufwärts stehen, sie wandern über den gelbbraunen Strand, die plätschernden Wellen, über die kleinen Fischerboote fern in der Bucht, bis zum gegenüberliegenden Vorgebirge, dessen geschwungener Rand einem Dromedarrücken ähnelt.

Sinter ihnen stehen steile Palmen, deren Nebel gespreizt und regungslos den blauen Himmel zerteilen, zur Rechten und zur Linken stoßen die grauen, gelbaesäumten Lansen der Agaven scharf in die Sonne empor. Die Blüten naher Mispelbäume durchduften stark den warmblauen Wintertag des Südens.

In diese Vormittagsstille dringt das leise Geräusch natter Schritte, ein brauner Italiener geht zum Strande hinab, läuft hin und her, endlich steigt er in die Wellen, wirft sich flach auf das Wasser und zerteilt die Flut mit starken Schwimmstößen.

Der Konsul liegt, wie zuvor, regungslos in seinem Lehnstuhl, nur die dunkle Brille pendelt jetzt zwischen seinen hageren Fingern. Der Nacken der jungen Frau berührt nicht mehr die weichen Kissen, sie hat sich unmerklich aufgerichtet.

Die bräunlichen Schultern des Italieners, sein nerviger Rücken glänzen, vom Wasser bespült, scharf vor der blauen Flut; die sehnigen Arme werfen die Wellen rhythmisch auseinander. Einmal blüht er zur Hotelterrasse empor, man kann seine weißen Augäpfel im dunklen Gesicht genau erkennen.

Natürlich, denkt der Konsul, muß der Jüngling sehen, ob ihn auch die Frauenaugen gebührend verfolgen, die

Italiener sind eitel wie Frauen. Er weiß genau, daß dieser junge Mann beim Fünf-Uhr-See immer in ihrer Nähe sitzt, aber seine Art, herüberzublicken, ist raffiniert genug, um nicht auffällig zu sein. Wer weiß, ob er heute nicht nur ins — sicher noch kalte — Wasser stieg, um seinen braunen Körper vorzuführen? Ein Genuß kann dieses winterliche Bad kaum sein.

Der Konsul blinzt um die Ecke, doch die Augen seiner Frau scheinen geradeaus gerichtet. Ach, denkt er, Frauen können auch im Winkel blicken, natürlich verfolgt Helga mit ihren Augen den Schwimmer genau so wie er selbst.

Schon wendet sich der Jüngling um und kommt dem Strande entgegen, die schwarzen Haare schwingen um seine dunkle Stirn. Nach einigen Stößen betritt er wieder das Ufer, reckt sich und biegt dann die Arme nieder, um die Wassertropfen von den Beinen abzustreifen.

Es wäre dem Konsul irgendwie angenehm, wenn er nun wieder verschwände, doch der Italiener schreitet am Strande auf und ab, er trägt nur eine knappe, kurze Badehose, die der Konsul schamlos findet, man sieht, wie sich die Muskeln an den Beinen dehnen, und über sein Rückgrat läuft eine schmale Rinne, von den breiten Schultern zu den engen Hüften herab.

Die Brille des Konsuls pendelt nervöser zwischen seinen Fingern, die Hand Helgas ruht nun regungslos auf der Sessellehne. Sie legt die Füße übereinander, so daß die Augen ihres Mannes auf die langen Seidentressen der Strümpfe hingelenkt werden. Doch er denkt: Warum hat sich Helga nicht auch in Dedens eingehüllt, es ist leichtsinnig, trotz warmer Sonne, dicht über dem Meere, so unbedeckt zu liegen.

Da springt der Italiener noch einmal den Wellen entgegen und beginnt von neuem, mit wuchtigen Stößen hinausschwimmen. Aber anstatt sich von der Küste zu entfernen, bleibt er in der Nähe des Ufers, er dreht sich herum, auf den Rücken, und seine Fersen wühlen die Flut zu Schaumperlen auf.

Eine richtige Vorstellung, denkt der Konsul, er umschließt seine Brille nun fest mit der ganzen Hand. Fern scheinen ihm die Tage, da er selbst in offenen Meeren badete, mit jungen Mädchen um die Wette schwamm und nach ihren Beinen unter Wasser tauchte. Jetzt treiben ihn Gichtschmerzen Winter um Winter gen Süden, er hat eine schöne Frau genommen, doch wer kann in des anderen Seele blicken? Er gäbe viel dafür hin, wenn ihm in diesem Augenblick Helgas Gedanken sichtbar würden. Sie liegt still und undurchdringlich an seiner Seite.

Ist sie glücklich, weil Reichtum sie umgibt, weil sie in diesen Wintermonaten an südlichen Gestaden weilen darf, in denen sie oben im Nordland frieren? Oder spielt ihre Phantasie ein heftiges Spiel, das nur machtlos ist, weil es nicht Wirklichkeit werden darf? Oder liegt sie, hingegeben an die Sonnenwärme, viel argloser als er, an seiner Seite, in Gedanken mit den Gestalten des Buches beschäftigt, das nun schon so lange unberührt in ihrem Schoße ruht?

Der Konsul, dem das Leben bisher wenig Zeit ließ, sich mit anderen zu beschäftigen, ist, seit fernem, verliebten Jugendtagen, zum erstenmal wieder unruhig und erregt durch eifersüchtige Gedanken. Dabei wagt er es nicht einmal, den Kopf zu wenden, um in Helgas Augen zu blicken. Aber er muß plötzlich an die Galerie seiner Medizinsflaschen und Salbenbüchsen denken, die der Diener in seinem Schlafzimmer so diskret handhabt, hinter verschlossener Tür, am späten Abend, wenn er Helga längst allein gelassen hat. Und die ganze Tragik des Alters stürmt auf ihn ein, hier, unter den Fächern der Palmen, den goldnen Früchten der Orangen, wo er nichts als Frieden und Gesundung suchte.

Er verwünscht den jungen, eiteln Italiener, den ein übler Stern in dieses Hotel geführt hat, — da, nun steigt er endlich aus dem Wasser und schreitet elastisch davon. Ohne sich umzusehen? Nein, natürlich blickt er zurück, und seine Augen hatten so lange an Helgas Füßen, daß der Konsul die Hand zusammenpreßt und die Schildpattfassung der Brille zerdrückt.

Da schreit die junge Frau auf, wendet sich rasch zur Seite und sagt, mit ihren kühlen, grauen Augen den Gatten anblickend, ein Räthsel in den spitzen Mundwinkeln, als ahne sie alle seine Gedanken: „Was tust du denn? Ich dachte, du hättest geschlafen?“

Sie springt vom Stuhl empor, reckt sich elastisch und beannt, ihren Mann aus den Dedens zu schälen.

Der Konsul blickt dem Schwimmer nach, der eben hinter einer Kaktushede verschwindet, und wirft die zerbrochene Brille ungeduldig auf die Steine der Terrasse, so daß auch die dunklen Gläser in viele Stücke zerpringen.

Ein Wintergewitter.

Von Hugo v. Koller.

Dunkle Wolken türmten sich am Horizont auf, als ich Nachmittags von dem Städtchen Dobritsch abfuhr, um auf mein in der Steppe gelegenes Gut zurückzukehren. Es war kurz vor Weihnachten, und um diese Jahreszeit herrschte in der Regel auf der Hochebene der Dobrubitscha andauernd strenger Winter, aber heute war das Wetter so milde, daß auch die letzten Spuren des bereits reichlich gefallenen Schnees wieder verschwanden. Bedenklich erschien es, daß die schweren Wolkenmassen nicht aus Norden oder Nordost kamen, von wo neuer Schnee zu erwarten gewesen wäre, sondern vielmehr aus dem Westen, dem Wetterwinkel im Frühjahr und im Spätsommer. Für einen Dezembertag war die Luft geradezu schwül, eine unangenehm drückende Atmospäre. Ich fuhr gegen Osten. Hinter mir schoben sich die dunklen Wolken schnell höher. Der erste Windstoß erreichte mich, als ich etwa drei Viertel des Weges zurückgelegt hatte. Es wurde dunkel. Schon zuckten einzelne Blitze durch die schwarzen Wolken und säumten deren zackigen Ränder mit schwefelgelben Ranten. Dampf rollte der Donner hinter mir her. Meine noch jungen Pferde, die ich selbst lenkte, wurden unruhig. Ich ließ sie ausgreifen in der Hoffnung, noch vor dem Losbrechen des Unwetters wenigstens das Dorf zu erreichen, das nur noch etwa eine Viertelstunde von meinem Gutshof entfernt lag. Hier suchte ich zwar nicht gern Unterkunft, denn ich lebte mit den meisten Einwohnern in bitterer Feindschaft. Es waren Inhaber und Hirten großer Schäferereien — recht unangenehme Nachbarn, die sich häufiger Grenzverletzungen schuldig machten, indem sie ihre Herden auf meine Weiden trieben. Schon öfter hatte ich ihre Schafe geflüchtet und die Hirten gezüchtigt. Deshalb war die Wut gegen mich hier so groß, daß schon zweimal Attentate auf mein Leben versucht worden waren. Ich durfte also kaum auf freundliche Aufnahme rechnen, wenn ich in diesem Dorfe Schutz gegen das Unwetter suchte.

Da — plötzlich —, noch bevor ich das Dorf erreicht hatte, ein fabelhaft schöner Blitz! Nahe vor mir fuhr er nieder. Ein ohrenbetäubender Donnerknall. Meine Pferde standen wie erstarrt. Sie wollten nicht wieder anziehen, und als ich die Peitsche gebrauchte, drängten sie nach rückwärts. — Ein wolkenbruchartiger Regen stürzte auf uns nieder. Sellauchende Blitze umzuckten uns jetzt dauernd, die Donnerschläge folgten sich ununterbrochen. Dazu heulte ein rasender Sturm über die weiten Steppen. Die ganze Natur war in Aufregung geraten. Das Unwetter hatte seinen Höhepunkt erreicht. An ein Vorwärtkommen war im Moment nicht zu denken.

Im Lichte der Blitze bemerkte ich, daß wir uns vor dem Eingang zum Dorf neben einer elenden Hütte befanden, durch deren Zugen in Tür und Wänden Feuerchein leuchtete. Mit Hilfe meines Kutschers, eines braven Türken, der zwar an das Kismet glaubte, zunächst aber eine furchtbare Angst vor dem Gewitter hatte, führte ich mein Gefährt dicht neben diese Hütte, wo die Pferde einigermassen im Schutz standen. Dann klopfte ich wohlgemut an die Tür, um Einlass zu begehren. Die Tür wurde geöffnet und an der gegenüberliegenden Wand sah ich ein hellbrennendes Feuer, das den kleinen Raum erleuchtete und erwärmte. Tretend von Kasse trat ich ein. Aus der Dunkelheit kommend sah ich zunächst nur eine Anzahl von Menschen, ohne jemanden zu erkennen. Auf mein „Guten Abend, Brüder“, belam ich kaum eine Antwort. Als ich mich erstaunt um sah, erkannte ich erst, in welche Gesellschaft ich geraten war. Donnerwetter! Da war ich ja tatsächlich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Das waren ja sämtlich meine erbittertsten Feinde, Schäfer und Hirten, mit denen ich im dauernden Kampfe lag. Die Gesichter, die sich mir zuwandten, waren nichts weniger als freundlich. Ich befand mich einer Übermacht gegenüber, der ich, wenn es hart auf hart kam, wohl unterliegen mußte. Zunächst steckte ich meine Hände in die Taschen meines Mantels und umspannte meine schußbereiten Revolver. Da wurde mir schon wieder wohlher. Ich wußte, daß diese Kerle keine Revolver besaßen, dafür aber recht stattliche Patagans, Dolchmesser und ähnliches Gerät stets bei sich führten. Ihre alten Flinten, die sie zum Schutz gegen Wölfe führen durften, standen in einer Ecke. Vor dieser Ecke postierte ich mich, — der Weg zu den Flinten führte nur über meine Leiche.

In keinem Falle durfte ich jetzt die Flucht eritreuen. Ich mußte im Gegenteil sehr ruhig und als Herr der Situation auftreten. Die Aufmerksamkeit der Leute teilte sich zwischen mir und dem fortwährenden Unwetter. Die grellen Blitze, die furchtbaren Donnerschläge und der anhaltende strömende Regen schienen den sonst so stumpfsinnigen Leuten auf die Nerven zu gehen.

„Was bringst du uns für ein Wetter!“ rebete mich endlich ein älterer Mann an. — „Das Wetter habe ich erst hier

Bei euch gefunden" erwiderte ich lächelnd. — "Was führt dich überhaupt hierher?" fragte ein anderer. — "Ich komme von Dobritsch und wollte hier nur Schutz vor dem Unwetter suchen", erwiderte ich wahrheitsgemäß. — "Sonst begegnest du uns doch nur draußen in der Steppe." — "Das Thema wollen wir doch jetzt hier nicht erörtern", unterbrach ich den Mann, der augenscheinlich Streit suchte. — "Gerade jetzt", rief der Kerl, erhob sich und trat herausfordernd vor mich hin. "Jetzt sind wir hier mal zusammen und können mit dir abrechnen." — Ich erkannte ihn als einen Hirten, der mal mächtige Prügel von mir bekommen hatte. Ich fühlte mich bedroht, riss den Revolver heraus. In diesem Augenblick wurde die Hütte von einem Blitz erleuchtet, der das ganze Dorf in Feuer einzuhüllen schien. Vor dem furchtbaren Donner Schlag, der diesem Blitz folgte, konnte man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen. Die kampflustigen Männer verstummten, schredensbleich blühten sie einander an. "Mein Gott, mein Gott", riefen sie aus und betrockneten sich. Gleich darauf ertönten draußen aus Häusern und von der Straße her durchdringende Schreie von Männern und Frauen: "Feuer! Feuer!"

In wenigen Sekunden war die Hütte leer, alle stürmten hinaus. Der Blitz hatte in der Tat ein Haus in Brand gesetzt. — Der Regen hatte nachgelassen.

Da hielt ich es für geraten, diese ungastliche Stätte zu verlassen. Ich zündete mir eine Zigarette an, ließ brennen, was brennen wollte, und fuhr eilfertig von dannen.

Als ich auf meinen Gutshof kam, trat mir der Hof- und Feldhüter entgegen mit den Worten: "Effendim, in Kalebeickien hat wohl der Blitz eingeschlagen, — dort brennt es." — "Gott sei Dank", erwiderte ich.

Besuch auf dem Lande.

Satire von Jo Hanns Möller.

Paul und Pauline reisen auf das Land. . . Zu Besuch. Sie haben dort Bekannte. Frik und Frieda Müller. Mit einem Gut. Mitten in einer Wiege. Mit viel Obstbäumen. Und einer himmlischen Ruhe. Wo man im Gras liegen kann. Wo man sich einmal richtig aalen wird. Und Obst schnorben. Frisch vom Baum. Und Eier, frisch von der Henne. Und Milch, frisch von der Kuh. Und was nicht noch alles. "Das hätten wir schon längst mal tun sollen", meint Paul, "das ist ein billiges Vergnügen, man hat ein bißel Abwechslung, die Leute freuen sich auch, und es kostet vor allem nicht die Welt."

So reisen Paul und Pauline. Zu Besuch. —

— Frik und Frieda bereiten sich auf den Besuch vor. . . Mutter kauft für teures Geld ein Zidel, wäscht die Gardinen, putzt die Fenster, schneuert die Stuben, zerlegt die Spinnweben, bestellt beim Bäcker einen Kuchen, lüftet das Gästezimmer, kocht ein Kompott auf und bezieht die Betten. — Vater guckt zu. Pakt auf, daß alles klappt. "Das hätten wir schon längst mal tun sollen", meint er, "das ist ein billiges Vergnügen, man hat ein bißel Abwechslung, die Leute freuen sich auch, und es kostet vor allem nicht die Welt."

So freuen sich Frik und Frieda. Auf den Besuch. —

— Endlich trudelet der Besuch ein.

Vor dem Tore stehen Frik und Frieda. Im sonntäglichen Stadanzaug. Mit Kragen und Schlips. Mit Rock und Bluse. Mit Schuh und Strümpfen. Von weitem tauchen Paul und Pauline auf.

Im sonntäglichen Wanderkittel. Ohne Kragen. Im offenen Hemd. Mit nackigen Beinen. Rock über'm Arm.

"Zuhu! Hallo!" machen Frik und Frieda.

"Zuhu! Hallo!" machen Paul und Pauline.

Aber sie machen noch etwas anderes. Lange Gesichter nämlich. — "Die kleine Bruchbude?" schimpfen sie, "das nennen sie ein Gut? Das ist doch auch kein richtiger Garten. Da sieht man's wieder. Redliche Leute sind das."

Dabei machen sie aber ein begeistertes Gesicht, sowie sie näher kommen. "Da wären wir endlich", ruft Paul, "hübsch habt Ihr es hier. Wirklich sehr nett."

"Geräusch willkommen", strömen ihnen Frik und Frieda entgegen, "das ist aber lieb von euch, daß ihr euch auch mal sehen laßt." Und sie schütteln sich die Hände.

"Da haben wir uns auch erlaubt, euch eine Kleinigkeit mitzubringen. Bißel was Gutes zum Schnöckern", überreicht Paul Frieda ein Paket.

Frieda findet es reichlich klein. Aber das sollt ihr doch nicht machen. Das war doch nicht nötig. Solche Umstände", nimmt sie es schnell.

Dann schieben Paul und Pauline hinter Frik und Frieda in das Haus. —

— Drei Tage bleiben Paul und Pauline zu Besuch. Bei Frik und Frieda. . . Dann packen sie ihre Stiefelsachen und nehmen Abschied.

"Also nochmals vielen Dank! Es war wunderschön bei euch. Vielen Dank! Besucht uns auch einmal. Es war wirklich wunderhübsch. Vielen Dank! Auf Wiedersehen. Bleibt hübsch gesund. Vielen Dank! Schreibt mal. Wir auch. Also nochmals vielen Dank!"

So verabschieden sich Paul und Pauline. —

— Raum aber sind sie zehn Schritte gegangen, geht es los. Noch während sie winken. Noch während sie "Danke schön" rufen. "Das war ein Reinfall", schimpfen sie, "einmal und nicht wieder. Ein Glück, daß wir endlich fort sind. Langweilig war es. Und das Essen! Zidel haben sie gemacht. Und haben getan, als ob sie etwas besonders Gutes vorsetzen. Dabei esse ich kein Zidel. Überhaupt das ganze Essen. Nichts Extraes und wenig. Gestern war sogar eine Giergale in der Tunte. Dabei habe ich nie ein Ei gesehen. Nicht einmal zum Frühstück. Jeden Tag schlechten Kuchen. Als ob den Leuten nicht Schinken und Wurst umsonst wachsen. Wenn man dagegen bedenkt, was wir alles mitgebracht haben. Dafür hätten wir in ein gutes Hotel gehen können. Und was die Fahrt uns noch kostet. Dann muß man noch "Danke schön" sagen. Und dann das Zimmer, was wir hatten. Nicht einmal ein Teppich lag darin. Einmal habe ich mir sogar selber das Wasser holen müssen! Die Betten wurden erst mittags gemacht. Dabei brüllten früh um fünf die Hühner, daß man munter wurde. Und die Frau tobte schon um sechs in der Gegend herum. Natürlich hat man uns noch ein Zimmer gegeben, wo früh die Sonne herein scheint. Nur damit wir ja nicht einmal auschlafen können. Und dann den ganzen Tag den Quatsch anhören. Was interessiert uns schon Bienenzucht, der Gartenbau, ob die Rose oben oder unten veredelt ist und wie oft sie blüht. Nie wieder Besuch!"

So schimpfen Paul und Pauline. Auf Frik und Frieda. Den ganzen Tag. —

— Frik und Frieda aber stehen vor der Tür. Winken noch lange dem Besuch nach. "Das war ein Reinfall", atmen sie auf, "einmal und nicht wieder! Ein Glück, daß sie endlich weg sind. Die haben getan, als ob sie hier zu Hause wären. Geessen haben sie wie die Scheunendrescher, aber mitgebracht so gut wie nichts. Nicht einmal dem Kind eine Kleinigkeit in die Spargbüchse. Am liebsten hätten sie noch was mitgenommen. Das ganze Gras haben sie zertrampelt. Und alles Obst heruntergerissen. Noch ganz grün. Und die Rosen haben sie abgebrochen, als ob das weiter nichts wäre. Jahrzehntlang wird keine ordentliche Krone an den Stämmen sein. Dabei sind sie aufgetreten wie Fürsten. Sogar das Wasser habe ich ihnen jeden Tag hinauf tragen müssen. Und die Betten konnte wohl die feine Dame nicht selber machen? Da fiel ihr wohl ein Zaden aus der Krone? Für das Geld, was uns das gekostet hat, hätten wir in die Stadt fahren können. Dabei dieses Gerede, dieses dumme Gelaber! Vom Kino, vom Theater und dann wieder vom Kino und vom Friseur und von Kleidern und von Geschäften. Was interessiert uns das alles? Nie wieder Besuch!"

So schimpfen Frik und Frieda. Auf Paul und Pauline. Den ganzen Tag. . .

Silbenrätsel.

Aus den folgenden 63 Silben: a — a — a — berg — bold — brandt — hi — da — bei — bin — e — e — en — eng — erb — fe — feu — flu — gramm — gud — he — i — i — in — iagd — te — ki — land — le — le — to — ma — mus — na — na — ni — po — ras — rauf — rem — rew — ti — run — sa — sa — sar — schnek — se — sei — sent — stoi — stroph — ta — te — teil — to — tol — trelb — um — ur — wein — wi — za bilde man 24 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, diese von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Wilhelm Busch ergeben: 1. Auerbachs. 2. Schlingpflanze. 3. Holländischer Maler. 4. Holländischer Gelehrter. 5. Krankheit. 6. Fluss in Polen. 7. Heilanstalt. 8. Interpunktionszeichen. 9. Prophet. 10. Nebenfluß der Donau. 11. Chemisches Produkt. 12. Art der Jagd. 13. Flußmündung. 14. Europäisches Königreich. 15. Wüstling. 16. Töbtorfischer. 17. Verdi-Ober. 18. Drahtnachricht. 19. Süßsenfucht. 20. Stadt in Griechenland. 21. Sagen Gestalt. 22. Gerichtsbeschluss. 23. Russischer Schriftsteller. 24. Schnecke.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 25: Wageret: 1. Duna. 5. Rad. 8. Aha. 9. Ur. 10. Mut. 11. So. 12. M. 13. Th. 14. Ria. 16. Ben. 17. Urne. 19. Te. 22. Clown. 24. W. 25. Es. 27. Hebe. 29. Ra. 30. De. 31. Ei. 32. Inn. 33. Harald. 34. Lond. — Senkrecht: 1. Dammrutsch. 2. Uhr. 3. Nathan. 4. G. 6. Auster. 7. Drohne. 15. Fre. 18. H. 20. Bober. 21. Henny. 23. Leda. 26. Sand. 28. Rib. 31. Ei.